

Alexander Susewind

Wenn Söhne Väter werden

aus:

Männer, die auch Väter sind. AKF-Bericht Nr. 38, hrsg. v. A.Bettinger, H.Heeg, O.John, A.Ruffing. Tagungsdokumentation der gleichnamigen Tagung vom 7. November 2000 in Fulda



Alle Rechte an diesem Text liegen bei Alexander Susewind. Diese Rechte haben Sie mit dem Herunterladen anerkannt. Zitate sind nur mit korrekter Quellenangabe, Veröffentlichung, Vervielfältigung oder Weitergabe ganzer Texte nur unter dem Namen und mit Zustimmung des Autors gestattet.
www.beziehungsraeume.de

Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen...

Wenige Erfahrungen verändern eine Beziehung so stark wie die, Kinder zu bekommen. Wenn zwei Partner Eltern werden, kann das – vorausgesetzt, sie hatten sich ein Kind gewünscht, - die Quelle großen Glücks sein. Wenn alles glücklich verläuft und Mutter und Kind keine nennenswerten Einschränkungen erleben müssen, bestätigt das die Beziehung eines Paares zunächst enorm und gibt ihr einen neuen Inhalt. Ist das Kind unerwünscht, stehen die Betroffenen von Anfang an vor erheblichen Fragen. Auch wenn eine Schwangerschaft die Frauen unmittelbar betrifft und manche Männer schon diese Tatsache nutzen, um ihnen die Verantwortung gleich ganz zuzuschieben und sich aus dem Staub zu machen, kommen sie in Wahrheit so leicht nicht mehr aus der Klemme. Schneller als er dachte, ist man Vater. Und das hat offene und verborgene Konsequenzen. Man ist - um den Gedanken von Jürgen Werbick aufzunehmen – schon zum Schicksal geworden für das Kind, selbst wenn man diese Verantwortung scheuen mag.

Aber auch den glücklichen Paaren stellen sich die gleichen Fragen, und viele Paare geraten darüber in eine Krise. Aus zwei werden drei, und Schritt für Schritt beginnt der/die Dritte im Bunde, das Geschehen zu bestimmen, und stellt damit die gewohnten und austarierten Selbstverständnisse in Frage. Es wird notwendig, eine Balance zu finden zwischen der Gegenseitigkeit als Liebespaar einerseits und den Aufgaben gemeinsamer Elternschaft andererseits. Wo Frau und Mann sich zuvor noch frei aufeinander beziehen konnten, tragen sie nun gemeinsame Verantwortung, und werden dabei oft ganz neu von Mustern und Werten ihrer Herkunftsfamilien eingeholt, die sie doch geglaubt hatten, abgelegt zu haben. Nach und nach wird alles neu auszuloten sein: wer bin ich für dich, wer bist du für mich, wer wollen wir sein für unser erwartetes Kind? Wie finden wir uns in unseren neuen Rollen? Wer übernimmt welche Aufgaben? Wie teilen wir Berufstätigkeit und Brutpflege auf? Und da wir hier besonders nach den Vätern schauen wollen: Was bedeutet es für einen Mann, Vater zu werden?

Thomas Gesterkamp hat in seinem Referat schon mitgeteilt, was sich daraus entwickelt: Anfangs sind viele Väter noch begeistert, aber schon bald fallen sie aus der neuen Rolle. Zwar begleiten die meisten Männer inzwischen ihre Frauen in den Kreißaal, aber schon Erziehungsurlaub nehmen nur noch beschämend wenige von ihnen in Anspruch. Meistens werden ökonomische (oder gar biologische) Gründe dafür geltend gemacht, daß eher die Frauen auf Karriere verzichten sollten. Väter sagen: wir können oder sollen es nicht. Aber gerade am Beispiel des Erziehungsurlaubs, den jeder Vater bei weiter bestehendem Anspruch auf seinen Arbeitsplatz nehmen kann, zeigt es sich: die allermeisten wollen es nicht. Beim Kinderturnen, beim Kinderarzt, beim Elternabend sind Väter eine Minderheit; und gerade diese interessierteren Exemplare der Spezies sehen sich dabei gelegentlich mit eigenartigen Fremdheitsgefühlen konfrontiert. In den Beratungsstellen stellen Männer gerade ein Drittel der Klientel, und von diesen werden noch die meisten von ihren Frauen eingeführt und zu Paargesprächen mitgenommen. Väter bleiben in den Bereichen Erziehung und Beziehung Randfiguren fast ohne eigene Identität; häufig verstehen sie sich nur als Stellvertreter der Mütter.

2. Anfragen, Anklagen

Nun findet man, wenn man – wie ich - als Psychotherapeut Männer begleitet, die auch Väter sind, vielerlei Bestätigungen für die Beobachtungen, die Thomas Gesterkamp zusammengetragen hat. Sehr viele Väter - aber durchaus leider nicht alle - empfinden für ihre Kinder große Zuneigung und Liebe; und viele verausgaben sich, um ihre Familien zu versorgen und abzusichern. Oft aber wird ihnen erst bewußt, daß sie diese Beziehung nicht wirklich gelebt haben, wenn die Kinder sich in der Pubertät von ihnen distanzieren und abwenden – oder wenn die Ehe zerbrochen ist und die Vaterschaft auf Zahlungspflichten plus Besuchsrechte reduziert wird. Nun beginnen sie auch selbst zu ahnen, daß es für den Kontakt mit den Kindern vielleicht zu wenig war, für Geld und Karriere zu sorgen und abends beim Ins-Bett-bringen zu helfen. Kinder werden groß und gehen aus dem Haus, fast ohne daß die Väter daran Anteil genommen haben. Zu spät realisieren diese, daß sie sich oft überfordert und verunsichert gefühlt hatten: von den Erwartungen der Frauen, von den Ansprüchen der Kinder und von den Forderungen des Berufslebens und der Gesellschaft, denen sie meist den Vorrang gegeben hatten. Männer, die auch Väter sind, erleben sich, zuweilen ohne es zu merken, sehr oft inkompetent und den angeblich begabteren Frauen unterlegen - sie leiden deshalb an Schuldgefühlen und weichen dem aus: in Geschäftigkeit, Rückzug, Autoritätsgehabe, ja Gewalt. Der Prozentsatz der werdenden Väter, die schon während der Schwangerschaft ihrer Partnerinnen aus unbewußter Eifersucht auf das Kind (dem nun die Zuwendung der Frau gilt) fremdgehen, ist hoch, und wenn sich später diese Konkurrenzgefühle gegenüber dem Nachwuchs noch verstärken, werden daraus leicht Fronten: hier die Mutter mit den Kindern, dort der Vater allein. Manch einer greift dann selbst zum Fläschchen, andere halten besserwisserisch der Frau ihr Versagen in der Erziehung oder im Haushalt vor, klagen ihre Machtansprüche ein oder zeigen ihre Bedürftigkeit auf andere Weise.

Entsprechend bekommt man als Therapeut von den Ehefrauen und Partnerinnen der Männer, die auch Väter sind, zu hören: Ich wollte doch so sehr, daß er der Vater meines Kindes werden sollte, und nun verhält er sich so, daß ich mir vorkomme, als hätte ich es mit zwei Kindern zu tun... Tatsächlich scheinen oft, wenn Paare Eltern werden, ihre Beziehungen auf ein Mutter-Sohn-Verhältnis zurückzufallen. Männer appellieren dann zwar gern an die alte Zweisamkeit - und klagen dabei unbemerkt doch nur ihre Versorgung ein. Deshalb geht, wenn die Elternschaft nicht gegenseitig geteilt, sondern einseitig auf-geteilt wird, häufig auch die Attraktion der Partner als Liebespaar verloren; den Frauen vergeht die Lust rasch, wenn sie sich auch im Bett noch als Mütter (oder, wie es eine Klientin einmal drastisch auf den Punkt gebracht hat: als Krankenschwester) fühlen.

Die Anfragen an das Selbstverständnis der Männer sind berechtigt. Wo sind die „Männer, die auch Väter sind“? Werden vielleicht oft Söhne zu Vätern, ohne wirklich Mann geworden zu sein – und werden dann schnell wieder zu Söhnen? Oder merkt man erst dann, was es heißen kann, Mann zu sein, wenn man Vater wird? Wenn aber aus Jungen Väter werden, sollte es nicht verwundern, daß Väter Jungen bleiben.

3. Wie finde ich eine gnädige Göttin?

Väter, die Jungen bleiben, könnten ihren Kindern eigentlich sehr nahe sein. Denn zu den wichtigsten Kompetenzen, die Eltern brauchen, gehört ja das, was Psychologen „partielle Regression“ nennen: die Fähigkeit, sich spontan auf die Ebene des Kindes zu begeben und unmittelbar mit ihm zusammen zu erleben: mitzuspielen, mitzugurren, mitzustauern, - und doch gleichzeitig in der Verantwortung als Erwachsene, als Eltern zu bleiben: für den Rahmen zu sorgen, Regeln zu setzen, die Gesamtsituation zu überblicken etc., mithin das zu ergänzen, was Kinder noch nicht können und erst lernen müssen. Vielleicht tun sich Männer aber gerade mit dieser erwachsenen Balance doch schwerer als Mütter, weil sie nicht nur partiell und aus einer Haltung erwachsener Selbstgewißheit heraus, sondern zu leicht ganz und gar in kindliches Erleben zurückfallen (regredieren).

Martin Buber beschrieb (in den „Reden über Erziehung“) unter dem Stichwort „Umfassung“ die Aufgabe des Erziehers ähnlich: mit ausreichender Erfahrung kann man danach die Situation zwischen Menschen gleichzeitig von beiden Seiten erleben: man kann lernen, gleichzeitig wahrzunehmen, wie es (gerade) für einen selber ist, Vater zu sein, - und wie es (gerade) für das Kind ist, einen Vater zu haben. Die Verantwortung des Vaters impliziert das Ineinander beider Seiten, während das Kind nur wahrnehmen kann, wie das eine ist: den Vater zu haben. Wie es für den Vater sein mag, Vater zu sein, bleibt ihm dagegen (noch) verborgen. Wer einen anderen berührt - so eines von Bubers Beispielen - , spürt so neben dem eigenen Tun zugleich mit, wie der oder die Andere diese Berührung empfindet und darauf reagiert. Er kommt zum Anderen, ohne sich zu verlieren. Davon lebt das Spiel der Liebe, wo es gelingt. Es mißlingt, wo einer oder eine nicht zum Gespür für den Anderen findet, sondern mit sich allein bleibt oder nicht aus sich herauskommt - auf die Dauer verliert man dann die Anderen, aber auch die Wahrnehmung für sich selbst. Wer einen anderen schlägt, kann miterleben, wie es ist, geschlagen zu werden, - und wird dann mit Erschrecken bemerken, daß sein Verhalten nicht nur den Anderen, sondern auch ihn selbst verletzt. Gewalttätigen Männern und Vätern scheint genau dies nicht zu gelingen. Sie sind nicht in der Lage, sich in und neben ihrem eigenen Affekt noch wirklich auf ihr Gegenüber zu beziehen - und daraus etwas zu lernen.

Wenn - um zu unseren allgemeineren Beobachtungen zurückzukehren - diese Gleichzeitigkeit der Umfassung manchen Vätern nicht gelingt, wäre es natürlich gerade für Männer, die im Bildungsbereich oder therapeutisch mit Vätern arbeiten, gut, herauszufinden, welche Elemente im Erfahrungsrepertoire ihrer Klienten fehlen. Da ist es - noch einmal - bezeichnend, daß die drängenden Anfragen an das Selbstverständnis vieler Männer, die auch Väter sind, so selten oder so langsam aus ihrem eigenen Leben aufbrechen, häufiger und fordernder aber von außen an sie herangetragen werden, z.B. von den Frauen, die auch Mütter sind. Dies kann andeuten, in welchem Maß Männer und Väter in ihrem Selbstbild von der Akzeptanz der Frauen und Mütter abhängig bleiben, und wie wenig sie dagegen zu setzen haben, wenn ihnen diese Akzeptanz entzogen wird. Wie sehr Männer die weibliche Anerkennung zum Maßstab ihrer Männlichkeit machen, wie sich dies in Machtspielen, in Lausbubenverhalten, in betonter Ungebundenheit, in Imponier- und Gockelgehabe oder Schlimmerem verrät, ist von verschiedenen Autoren an anderer Stelle ausführlich beschrieben worden. Anders als zu Martin Luthers Zeiten, dessen ängstliche Frage nach dem gnädigen Gott auch den Respekt vor übermächtiger väterlicher Dominanz reflektiert, steht die

männliche Sozialisation heute unter dem prägenden Eindruck mütterlicher Botschaften und Leitbilder. Väter lösen nicht mehr Angst aus, eher Achselzucken. Es sind Mütter, die Söhne erziehen, sie machen die „neuen Männer“ aus ihnen, die besser sind als ihre enttäuschenden Väter. Vor allem seit der Demontage und Demaskierung einer ganzen Vätergeneration in der Destruktivität des faschistischen Systems (wohin deren Enkel nun auf der Suche nach männlicher Identität z.T. das Rad auf fatale Weise zurückdrehen versuchen) werden auf Väter nur wenige Hoffnungen gesetzt. Nun heißt die Leitfrage eher: wie finde ich eine gnädige Göttin?

Fragt man z.B., ob und worin sich die Rolle des Vaters von der einer Mutter unterscheidet, erntet man Floskeln oder aber offene Ratlosigkeit. Wir machen es eben der Mutter nach, die es besser weiß. Wickeln Väter Babys anders als Mütter? Fragen sie anders Vokabeln ab? Wahrscheinlich nicht. Manche vielleicht doch? Verstehen sie ihre Kinder so gut wie die Mütter? Oder einfach nur anders? Ratlosigkeit. Was aber Töchter und Söhne mit Vätern erleben können sollen, die sich mehr an den Erwartungen ihrer Partnerinnen in der Elternschaft abarbeiten - oder sich sogar ihren Müttern beweisen müssen - als mit einer eigenen männlichen Vision von Vaterschaft ihren Kindern gegenüber zu treten, das muß wohl entsprechend diffus bleiben.

Die Frauenbewegung hat sich seit Jahrzehnten von der Abhängigkeit ihrer weiblichen Identität von der männlichen ihrer Partner frei gemacht. Kaum eine Frau möchte mehr ihren Selbstwert allein daraus beziehen, Anhängsel von XY zu sein. Männer sind seither auf ganzer Front in die Defensive geraten, und es wird ihnen gerade erst bewußt, wie sehr nun sie insgeheim den Maßstab ihrer Mütter und Frauen verinnerlicht haben darüber, was es bedeutet ein Mann - bzw. ein Vater - zu sein. Und das kann, wie gesagt, als Hinweis dienen, was den Männern fehlt: Vielen fehlen ausreichend lebendige Erfahrungen mit unseren eigenen Vätern.

4. Vaterlose Gesellen

Nach der Katastrophe des Dritten Reiches diagnostizierte Alexander Mitscherlich eine „vaterlose Gesellschaft“, und diese schuf vaterlose Gesellen. Im Verlangen nach neuer männlicher Bestätigung suchten Väter und Söhne ihren Erfolg in den Abenteuern der Wirtschaft, und je mehr sie Anerkennung dort fanden, desto mehr schmerzte der Knick in der Generationen-Biographie. Die neuen Prinzen füllten die Löcher der Ratlosigkeit mit neuen männlichen Labels und allerlei anderen Insignien der Verwöhnung. Die Fragen aber kamen zurück: als sie Väter wurden und sowohl Kinder wie Frauen Beziehung von ihnen brauchten, standen die ersten schon bald verlassen da; siehe oben. Fragt man diese Generation von Männern, die auch Väter sind, nach den Erfahrungen, die sie mit ihren eigenen Wirtschaftswunder-Vätern gemacht haben, kann man feststellen, daß sich ihre inneren Szenerien nicht sehr von denen unterscheiden, die nun ihre Kinder beklagen. Viele ihrer väterlichen Vorbilder erschienen ihnen daheim erschöpft, innerlich abwesend, eigentlich unsicher und verschlossen, wenn nicht gar gewalttätig oder vor allem am Alkohol interessiert. Das wirkt bis heute nach und hat, nebenbei gesagt, offenbar auch den Vater im Himmel angesteckt: ist nicht auch er meistens droben auf Dienstreise, muß sich am Wochenende erholen und läßt sich hier in der Zwischenzeit darum gern von Mutter Kirche vertreten...? Denkbar, daß auch er mehr Solidarität bräuchte von den Männern, die auch Väter sind.

Wenn Väter miterleben, wie es für ihre Kinder ist, sie zum Vater zu haben - Bubers „Umfassung“ - , holt sie allzu oft die innere Szenerie der eigenen Kindheit ein, in der die Erfahrung mit dem eigenen Vater blaß geblieben oder doch von den weiblichen und mütterlichen Atmosphären überlagert ist. Von der Mutter, scheint es, können Söhne nur begrenzt lernen, wie es ist, ein Mann zu werden, der auch Vater ist. Ohne einen lebendigen und erlebten Dialog mit einem Vater erfahren zu haben, können sie nicht gut differenzieren zwischen dem, was die Frauen erwarten, und dem, was in ihnen eigene männliche Resonanz hat. Rollensicherheit setzt aber beides voraus: die Erwartungen zu kennen, die an einen gerichtet werden, und die Fähigkeit und Bereitschaft, daraus zu wählen und sich mit dieser Wahl gefühlsmäßig zu identifizieren.

Deshalb brauchen Söhne, um als Väter nicht wieder und wieder die gleichen Inkompetenz- und Unterlegenheitsgefühle gegenüber den Frauen reproduzieren zu müssen - und um diese nicht in immer neuen alten Machtkämpfen abwehren zu müssen, zum einen „Mütter“, die spürbar anwesend sind, aber ebenso sehr auch „Väter“, die sich ihnen offen, interessiert und mit Zeit zuwenden, die sich von ihnen lebendig in Anspruch nehmen lassen und ihnen etwas von ihrem männlichem Leben und Arbeiten zeigen können. Ich setze „Mütter“ und „Väter“ in Anführungszeichen, weil diese Aufgabe nicht nur, nicht immer oder allein die biologischen Väter erfüllen müssen und können; viele Kinder wachsen ja inzwischen nur mit einem Elternteil auf, und gerade ihnen ist zu wünschen, daß sie unter Freunden, Verwandten, Lehrern, Pfarrern etc. wenigstens auf Zeit lebensfrohe männliche Ersatzväter (oder -mütter) finden, die sie ins Herz schließen mögen. Söhne brauchen „Väter“, die sie erleben können, die Zeit haben und konkret nach ihnen fragen, damit sie, wenn sie im Elternbeirat des Gymnasiums (endlich) Schulpolitik für ihre Kinder machen, auch wirklich wissen, was diese gerade umtreibt. In solchen Gremien fühlt man sich in der Rolle als Vater ja sicher und kompetent, aber dort erleben ihn die Kinder eben nicht, die besprechen nämlich währenddessen die Kämpfe und Freuden aus ihrer Clique mit den Müttern.

Söhne brauchen den Boden des eigenen Geschlechts ebenso wie die Sonne des anderen, fremden, nach dem sie sich strecken können (und Töchter natürlich vice versa, auch ihnen kann – bleiben sie überwiegend auf die Mutter bezogen – beim Entdecken, wer sie als weibliche Wesen sind, eine wesentliche Variation verborgen bleiben - mit entsprechenden Irritationen im Erleben eigener Attraktion): ich vergleiche darum diese Entwicklungen gern mit dem Bild eines Baumes, der zum Wachsen einen guten Boden braucht (um den Saft und Geschmack des eigenen Geschlechts aufzusaugen und in sich stark und froh zu machen), also für Söhne den Vater, ebenso aber die Wärme der Sonne von anderer Seite, also die Augen und das Interesse der Mutter (um aus sich selbst herauszuwachsen und auszutreiben). Hat die Pflanze zu wenig nahrhaften Boden, mag sie der Sonnenkraft entgegenschießen, wird aber an ihr mangels eigener Substanz auch bald verbrennen. Fehlt ihr die Sonne, kann sie kümmerlich und matt bleiben oder am eigenen Saft degenerieren.

Nun sind Menschen glücklicherweise keine Pflanzen, sie können sich leiblich und geistig bewegen, dorthin etwa, wo die Neugier ihnen eine ergänzende Erfahrung verspricht. Das Ziel aber bleibt doch das gleiche: eine innere „Triangulation“, die daraus erwächst, daß Kinder ihr Leben wechselweise mit Vater und Mutter teilen dürfen. Zu starke Bindung der eigenen Entwicklung an eine Person allein macht nicht frei, sondern unterstützt untergründig Angst und Aggression. Unterschiedliche und sich

wechselhaft ergänzende Beziehungen miteinander erlebt und miteinander integriert zu haben, ist wohl eine wesentliche Voraussetzung dafür, daß Menschen in die Lage kommen, ihre Freiheit in verantworteten Bindungen zu gestalten.

5. Schillers Glocke scheppert

Fragen Männer nach tragfähigen Vorbildern und Modellen für ihre Vaterrolle, werden sie selten fündig. Das Beispiel, das die eigenen Väter vorgelebt haben, führt sie in der Regel eher aus der Familie hinaus in Beruf und Karriere. Das Beispiel der Mütter verstärkt ihr Gefühl, unterlegen zu sein, und nährt den Verdacht, daß sie umerzogen werden sollen. Und in der gesellschaftlichen Wertskala rangiert Vaterschaft weit hinter anderen Verheißungen. Männlicher Erfolg mißt sich an anderen Fortschritten als denen, die Väter mit ihren Kindern gehen. Wie das Bemühen um gesellschaftliche Anerkennung und um familiäres Beziehungsklima miteinander vereinbart werden können, diese Frage wird in postmodernen Zeiten individualisiert. Seit Jahrzehnten haben Frauen mit einigem Erfolg darum gekämpft, berufliche Perspektiven und Familienarbeit miteinander in Einklang bringen zu können, während der Großteil der Väter noch gar nicht erkannt hat, wie sehr das ihr Leben bereichern könnte.

So wirken unter der Hand die alten Entwürfe fort. Schiller hat sie in seinem Gedicht „Die Glocke“ zum Paradigma gemacht: „Der Mann muß hinaus / Ins feindliche Leben, / Muß wirken und streben, / Und pflanzen und schaffen, / Erlisten, erraffen, / Muß wetten und wagen / Das Glück zu erjagen.....Und drinnen waltet / Die züchtige Hausfrau, / die Mutter der Kinder, / Und herrschet weise / Im häuslichen Kreise, / Und lehret die Mädchen / Und wehret den Knaben, / Und reget ohn' Ende / Die fleißigen Hände, / ... Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer / Und ruhet nimmer.....Drum prüfe, wer sich ewig bindet...“ Auch heute sind die Frauen für das Beziehungsleben zuständig. Für den Großteil von ihnen gehört zum Frausein die Erfahrung der Mutterschaft dazu, und Frauen, die ihren Kinderwunsch nicht realisieren können oder wollen, setzen sich - oft leidvoll - damit auseinander. Gehört umgekehrt Vaterschaft ebenso sehr in den Erfahrungshaushalt gelingender männlicher Identitäten? Bisher wohl eher nicht.

Schillers Glocke klingt noch, aber sie scheppert. In Zeiten sich überschlagenden gesellschaftlichen Wandels geben die alten Rollenspiele keine Orientierung mehr. Fanden zu Schillers Zeiten Väter ihre Aufgabe noch darin, ihre Kinder aus dem Bannkreis der Mutter heraus und in die Welt zu führen, stellt sich heute die Frage, welche Welten sie denn noch haben, die sie ihnen zeigen könnten. Inzwischen ziehen auch die Frauen „hinaus / ins feindliche Leben“, und sehen darin keinen prinzipiellen Widerspruch mehr zum Mutterdasein. Das Patriarchat ist ausgehöhlt, auch wo es noch wirkt, seine Leitrituale sind als Bubenspiele durchschaut. Es hilft den Männern auch nicht mehr, die alten Leitbilder zu Archetypen zu erklären und sie so zu stützen. Das Männliche steht unter Verdacht. Einige Jahre versuchten Männer, von den Frauen zu lernen, wollten ihre „weibliche Seite entwickeln“ und „ihre Anima integrieren“. Unbemerkt bestätigten sie damit weiter die Zuständigkeit der Frauen für alles Irrationale, Seelische, für Beziehung und Gefühle. Ohne großen Erfolg versuchten Beratungsstellen und Bildungsangebote, Männer in weibliche Atmosphären und Beziehungsideale hineinzuziehen; diese witterten die Femininisierung und entzogen sich. Warum soll denn ausgerechnet die Zärtlichkeit eines Mannes, sollen seine Gefühle weibliche Qualitäten sein?

Zum Glück ist auch hier ein Paradigmenwechsel zu beobachten. Männer entdecken ihre Fähigkeit, sich auf ihre eigene Weise zu öffnen und zuzuwenden, als männliche Kraft und eignen sie sich wieder als eine männliche Eigenschaft an. Männer suchen, um ihr Selbstbewußtsein, ihre Werte und ihre Empfindungswelten zu entwickeln, nicht „mehr Mutter“, sondern „mehr Vater“. Wenn wir Männer diese Welten zusammen mit unseren Kindern neu erproben, wenn wir ihnen unsere Freuden und unseren Mut zeigen und dabei unsere Unsicherheit und unseren Kummer nicht verbergen, wenn wir uns von ihnen in ihre Welten hineinverwickeln lassen und uns darin wiederfinden, werden sich unseren Kindern intensivere Vorstellungen davon einprägen, was „väterlich“ ist, als es uns möglich war. Hier helfen keine Stereotypen weiter, sei es von „Vaterschaft“ oder „Mutterschaft“. Auch keine Appelle und keine Ermahnungen. Zu Vätern macht uns weder, daß wir uns von den Müttern unterscheiden, noch daß wir ihren Erwartungen entsprechen. Sondern darin zeigen wir uns als Väter, daß wir uns selbst in dem, was wir für unsere Kinder empfinden und was wir mit ihnen tun, als die Männer erleben können, die wir gerade sind.

6. Perspektiven für Väter und Kinder

Wenn man schon weiß, was ihm fehlt, ist er oft einen entscheidenden Schritt weiter. Positive Ansätze für eine Arbeit mit Männern, die auch Väter sind, ergeben sich überall da, wo gute männliche Atmosphären geschaffen werden können und wirksam sind. Was das ist, kann man in vielen denkbaren Rahmenbedingungen entdecken. Gute männliche Atmosphären sind nicht aus Angst gespeist, weder vor Frauen - oder vor anderen Fremden - noch vor eigenen Gefühlen. Gute männliche Atmosphären lassen einen erleben, wie sich väterliche Unterstützung anfühlen kann. Männer brauchen keine Umerziehung zur Vaterrolle, sondern Ermutigung und Gelegenheiten, sich als Männer zu erleben, die auch Väter sind. Wenn Väter Männer werden: als Männer erkennbar und anerkannt werden, wenn sie miteinander in einen Austausch kommen, in Teams, in Freundeskreisen, in Projekten oder in Männergruppen, beginnen sie, im Umgang miteinander ihre eigenen Stile zu erproben. Sie können herausfinden, wann Konkurrenz herausfordert und wann sie unterdrückt. Sie können darüber sprechen, was sie vermissen und was sie für ihre Kinder sein wollen. In gemeinsamer Erfahrung mit ihren Töchtern, ihren Söhnen und anderen Vätern können sie der Spielleidenschaft nachgeben (dem Fußball zuerst, aber dann....) und dabei mit der Unterstützung der anderen Väter die Balance zwischen Hingabe und Verantwortung neu suchen und einüben. Und je mehr sie ihre Kinder einbeziehen können in ihre Welten, umso mehr werden diese, aber auch sie selbst davon profitieren. Auf der Basis eines angstfreien männlichem Selbstvertrauens können Brüderlichkeit, Partnerschaftlichkeit und nicht zuletzt die Väterlichkeit wieder regenerieren.

Meine Überlegungen zu diesem Thema sind u.a. von folgenden Autoren inspiriert:

- S.Biddulph, Männer auf der Suche. Sieben Schritte zur Befreiung. München 1999
- M.Buber, Reden zur Erziehung. Heidelberg 1953
- G.Fuchs (Hrsg.), Männer. Auf der Suche nach einer neuen Identität. Düsseldorf 1988
- J.Hollis, Im Schatten des Saturn. Männer und ihre Geheimnisse. München 1999
- W.Hollstein, Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer. Hamburg 1988
- V.E.Pilgrim, Muttersöhne. Düsseldorf 1986
- D.Schnack, R.Neutzling, Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Hamburg 1990